

Reflektiertes Verhältnis

Ein europaweites Forschungsprojekt untersucht die Internetnutzung von Kindern

Wie nutzen Kinder in Europa das Internet? Dieser Frage geht das internationale Forschungsprojekt „EU Kids Online“ nach, das von der Europäischen Kommission im Rahmen des Safer Internet Plus-Programms in die Wege geleitet wurde. Im ersten Teil der Studie wurden europaweit verfügbare Daten zur Mediennutzung von Kindern gebündelt. „EU Kids Online II“ beinhaltet eine europaweite Repräsentativbefragung von 9- bis 16-Jährigen zur

sicheren Internetnutzung. Über 25.000 Kinder und Eltern aus 25 Ländern haben daran teilgenommen. Auf dieser Grundlage ist erstmals ein Vergleich der Internetnutzung innerhalb der EU möglich. tv diskurs sprach mit Prof. Dr. Uwe Hasebrink vom Hans-Bredow-Institut für Medienforschung in Hamburg über erste Ergebnisse der Studie, die Ende 2010 präsentiert wurden.



Wofür nutzen Kinder in Europa das Internet am häufigsten?

Für Hausaufgaben. Das war für uns eine überraschende Beobachtung. Das heißt natürlich nicht, dass das den Großteil der Zeit ausmacht. Große Teile der Zeit, die mit dem Internet verbracht werden, entfallen bei den Jüngeren vor allem auf Online-spiele. Später spielen die sozialen Netzwerke eine sehr große Rolle. Das ist praktisch in allen Ländern so. Eine weitere Gemeinsamkeit ist, dass die sogenannten produktiven Formen, also etwa Blogs, nicht besonders häufig genutzt werden.

Sie haben jetzt Gemeinsamkeiten genannt: Hausaufgaben, Spiele, die Nutzung sozialer Netzwerke. Auf welche Unterschiede sind Sie gestoßen?

Unterschiedlich sind z. B. die Häufigkeit und die Normalität der Internetnutzung. Deutschland gehört, was die Häufigkeit und auch die Nutzungsdauer angeht, zu den Ländern mit einer moderaten Nutzung. In anderen Ländern wird das Internet häufiger und auch ausgiebiger genutzt. Deutsche Kinder und Jugendliche haben in sozialen Netzwerken auch deutlich seltener eigene Profile angelegt, als das etwa in den Niederlanden oder Dänemark der Fall ist. Dort sind es jeweils über drei Viertel der Kinder und Jugendlichen, bei uns sind es nur gut 50 %. Das werten wir als Anzeichen dafür, dass die Annahme des Internets im Alltag in diesen Ländern fortgeschrittener ist als hierzulande.

Liegt die Ursache dafür in kulturellen Unterschieden oder hat das auch zu tun mit dem wirtschaftlichen Entwicklungsstand eines Landes?

Das versuchen wir im Moment empirisch zu beantworten. Wir arbeiten derzeit daran, die beobachtbaren Unterschiede auf Merkmale der Länder zurückzuführen. Es ist anzunehmen, dass manche Dinge etwa mit der besonderen Beschaffenheit des Internetmarktes oder überhaupt des Medienmarktes für Kinder zu tun haben. So gibt es Länder, in denen das Angebot relativ ausdifferenziert ist, dort haben wir auch viele

Angebote speziell für Kinder. Für uns ist es interessant zu wissen, ob das eigentlich Konsequenzen für die Art der Internetnutzung und die damit verbundenen Chancen und Risiken hat.

Sie haben auch nach möglichen Risiken gefragt, denen die Kinder im Internet ausgesetzt sind?

Wir mussten uns auf einige ausgewählte Risiken, die für die Diskussion und für die Maßnahmen im Rahmen des Safer Internet Programms besonders im Vordergrund stehen, entscheiden. Wir haben genauer danach gefragt, inwieweit die Kinder und Jugendlichen schon pornografischen Inhalten begegnet sind, inwieweit sie Text- oder Bildbotschaften bekommen haben, die sexuell anzüglich waren oder explizite Offerten sexueller Natur beinhalteten. Wir haben uns speziell mit Cyberbullying beschäftigt, also mit gemeinen Botschaften oder Beleidigungen, die über das Netz ausgetauscht werden. Und der letzte Risikobereich, den wir genauer untersucht haben, bezieht sich auf persönliche Begegnungen mit Personen, die man ursprünglich im Netz kennengelernt hat.

Inwieweit sind die Kinder diesen Risiken begegnet?

Gemessen an der öffentlichen Aufmerksamkeit für diese Risiken müssen wir aus unserer Studie schließen: Das sind gar nicht so viele. Die meisten sagen von sich, dass sie im Hinblick auf diese Risiken solche Erfahrungen noch nicht gemacht haben. Viele sind aber davon überzeugt, dass es die Möglichkeit gibt, solche negativen Erfahrungen zu machen. Oder sie berichten davon, dass sie Leute kennen, die schon die entsprechenden Erfahrungen gemacht haben. Also, es ist durchaus ein Bewusstsein da, dass es mit dem Internet Schwierigkeiten gibt oder dass damit negative Erfahrungen verbunden sein können.

Das ist ein recht reflektiertes Verhalten. Das heißt, die Kinder empfinden das Internet nicht zuallererst als gefährlichen Ort. Sie haben schon das Gefühl, dass sie damit umgehen können, wenn etwas wäre?

Da sprechen Sie einen wichtigen Punkt an. Es ist nicht ein gefährlicher Ort „dort draußen“. Wenn an den Reden über die Digital Natives etwas dran ist, dann die Tatsache, dass anders als im öffentlichen Diskurs und z. T. auch bei den Erwachsenen der Unterschied zwischen „online“ und „offline“ gar nicht so groß gemacht wird. Das Internet und das, was man damit tun kann, sind einfach selbstverständliche Bestandteile des Alltags – genauso, wie andere Generationen mit dem Telefon oder mit einer Postkarte umgehen. Man benutzt das Internet eben, um bestimmte Dinge im Alltag zu erledigen. Das machen sie auch. Insofern gehört die Haltung: „Oh Gott, nicht per Internet, das könnte gefährlich sein!“ gar nicht zu ihrem Erfahrungshorizont.

Kann man dennoch sagen, dass die Risiken unterschiedlich hoch sind? Dass z. B. in sich entwickelnden wirtschaftlichen Märkten, in denen es vielleicht noch keine so starke Regulierung, keine entsprechenden Gesetze oder auch keine Nutzungskultur gibt, die Gefahr größer ist, negative Erfahrungen zu machen im Netz? Ich denke da an osteuropäische EU-Länder.

Ja, da gibt es Unterschiede. Wir haben dort noch einen sehr beweglichen und deshalb besonders riskanten Markt. Dort lässt sich nach unserer Auffassung beobachten, dass es aufgrund der relativ ungehemmten kommerziellen Entwicklung im Onlinebereich wahrscheinlicher ist, unlauteren oder betrügerischen kommerziellen oder auch pornografischen Angeboten zu begegnen, als dass im Durchschnitt in Deutschland der Fall ist. Das Land, das in dieser Hinsicht die höchsten Werte erzielt hat, ist Tschechien. Aus unserer Sicht kann man in diesem Zusammenhang in der Tat von Erfolgen der Internetregulierung sprechen. Nehmen wir das Beispiel Pornografie. Wenn wir uns an frühere Zeiten des Onlineangebots hierzu-

lande zurückerinnern, dann war es doch sehr viel üblicher, dass man beim Surfen durch Pop-ups und entsprechende auffällige Links auf Erotikangebote aufmerksam gemacht wurde. Die Bemühungen um Formen von Selbstregulierung und entsprechende Selbstverpflichtungen, die auch im Zusammenhang mit der Jugendmedienschutzdebatte geführt worden sind, haben u. a. dazu geführt, dass viele Anbieter auf diese Formen der gezielten Platzierung von Erotikangeboten verzichten. Genau darum muss es meiner Ansicht nach gehen: Kinder und Jugendliche, die nicht von sich aus gezielt auf der Suche nach Erotikangeboten sind, sollten auch nicht unabsichtlich damit konfrontiert werden. Nach unseren Ergebnissen ist diese Wahrscheinlichkeit in Ländern, in denen es nach wie vor üblich ist, Links mit den Hinweisen zu Erotikangeboten möglichst prominent und oben zu platzieren, deutlich höher.

Sie haben auch danach gefragt, wie stark das Bewusstsein der Eltern für Internetrisiken ausgeprägt ist.

Das Interessante ist, dass internetbezogene Risiken von den Eltern in verschiedenen Ländern sehr unterschiedlich eingeschätzt werden. Deutschland gehört zu den Ländern, in denen die Eltern die Risiken eher höher einschätzen als die Kinder selbst. In Österreich dagegen ist das umgekehrt: Dort berichten die Kinder häufiger von der Möglichkeit negativer Erfahrungen, als ihre Eltern dies vermuten. Daran sieht man, wie wichtig es ist, sich jedes Land genau anzusehen. In Österreich würde man schlussfolgern, die Eltern kümmern sich offensichtlich viel zu wenig um die Erfahrungen, die die Kinder tatsächlich im Internet machen; die Kinder empfinden das Internet dort als „schlimmer“, als die Eltern es wahrhaben wollen. In Deutschland hingegen hat man eher den Eindruck, wenn es z. B. um Pornografie im Internet geht, dass die Eltern die Risiken überschätzen.

Das heißt, dass es ein Gefälle gibt zwischen dem Bewusstsein übers Netz und dem, was tatsächlich passiert.

Ja, es gibt Klüfte zwischen Eltern und Kindern, die dokumentieren, dass das Wissen der Eltern über die Art und Weise, wie ihre Kinder mit dem Netz umgehen, nicht ausreichend ist.

Welche Handlungsempfehlungen geben Sie?

Empfehlungen richten sich an verschiedene Zielgruppen. Da sind zum einen die Eltern. Die Kluft zwischen Eltern und Kindern wird ja in der öffentlichen Kommentierung gern kokett umschrieben mit: „Da kennen sich die Eltern sowieso nicht aus.“ Das ist eindeutig übertrieben. Es gibt mittlerweile viele Eltern, die sich im Internet auch gut auskennen. Dieser Spruch hilft also nicht weiter. Die wichtigste Handlungsempfehlung an die Eltern ist, sich möglichst dafür zu interessieren, was die Kinder im Internet erleben, zu signalisieren, dass sie als Gesprächspartner zur Verfügung stehen, und durchaus auch anzusprechen, dass man selbst dort schon beunruhigende oder belastende Erfahrungen gemacht hat. Wir können beobachten, dass sich die Eltern zwar viele Gedanken über mögliche negative Wirkungen des Fernsehens machen und dazu auch Erziehungsstrategien entwickelt haben; im Hinblick auf das Internet ist dieses Bewusstsein aber noch sehr unterentwickelt.

Welche Handlungsempfehlungen geben Sie an die Industrie oder an den Jugendschutz?

Von der Industrie brauchen wir unterstützende Maßnahmen, die es sowohl Kindern als auch den Eltern und anderen Beteiligten ermöglichen, sich ein Urteil über die Beschaffenheit von bestimmten Angeboten zu machen. Es geht um die Herstellung von Transparenz. An die sozialen Netzwerke geht die Forderung, Bedienungsanleitungen oder Geschäftsbedingungen klar und einfach zu formulieren und nicht in ellenlangen, klein gedruckten Passagen zu verstecken. Generell bedarf es sehr klar

erkennbarer Optionen für Kinder, die sich belästigt fühlen, sich entweder zu beschweren oder Rat und Hilfe zu suchen.

Was kann der Jugendschutz tun?

Aus meiner Sicht ist eine der Herausforderungen, die sich für den Jugendschutz stellen, dass die Internetnutzer jünger werden. Laut unserer Stichprobe im Jahr 2010 haben Kinder im Durchschnitt mit etwa 9 Jahren angefangen, das Internet zu nutzen. In den fortgeschritteneren Ländern wie Schweden liegt das Einstiegsalter im Durchschnitt schon bei 7 Jahren. Der Weg geht eindeutig dahin. Nach meinem Eindruck richten sich viele Überlegungen im Jugendschutz auf die 11- bis 14-Jährigen. Aber wir müssen die Altersgruppe der Grundschüler auch beachten.

Das Interview führte Vera Linß.

Anmerkungen und weitere Informationen abrufbar unter:

Das Projekt „EU Kids Online“:
www.eukidsonline.de

Zusammenfassung der Ergebnisse der Studie „EU Kids Online II“:
http://www.hans-bredow-institut.de/webfm_send/554

Die Ergebnisse der Studie werden weiter ausgewertet. Wer aktuelle Informationen dazu erhalten will, kann sich in eine Mailingliste eintragen: http://www2.lse.ac.uk/media@lse/research/EUKidsOnline/MailingList.aspx

Auf deutscher Ebene wird das Projekt koordiniert vom Hans-Bredow-Institut für Medienforschung in Hamburg.